

## Intersektionalität

Über die Wechselwirkung von Machtverhältnissen

Birgit Rommelspacher

Intersektionalität bedeutet Überschneidung – eine Metapher, die die Wechselwirkung zwischen zwei oder mehreren unterschiedlichen Kategorien symbolisieren soll. In den Sozialwissenschaften sind mit diesen in erster Linie die verschiedenen Machtdimensionen gemeint, die die Gesellschaft strukturieren, wie patriarchale und ökonomische Machtverhältnisse, ethnische und religiöse Dominanz, Heterosexismus, die Diskriminierung von Behinderten, Alten und Kindern. Des Weiteren sind Machtverhältnisse zwischen verschiedenen Regionen relevant, wie die zwischen Stadt und Land, zwischen verschiedenen Nationen oder auch globalen Regionen u.a.m. Die derzeitige Debatte konzentriert sich im Wesentlichen auf die Trias: Klasse, „Rasse“ und Geschlecht. Bereits hier stellt sich die Frage, ob diese Auswahl gerechtfertigt ist und damit auch die Frage, ob es eine Hierarchie der Relevanz zwischen diesen verschiedenen Dimensionen gibt beziehungsweise wer diese festlegt. Eine solche Prioritätensetzung hat viel mit dem jeweiligen sozialen und politischen Standort zu tun, aus dem heraus sie formuliert wird. Dies gilt ebenso für die Frage, wie die Kategorien überhaupt definiert werden und auf welcher Ebene beziehungsweise in Bezug auf wen sie analysiert werden.

Die aktuelle Debatte um Intersektionalität hat vielfältige historische Vorläufer. Deshalb wird zunächst die feministische Debatte in Deutschland sowie im angloamerikanischen Raum umrissen, um dann die wichtigsten Problemfelder und Perspektiven der Analyse von Ungleichheitsverhältnissen herauszuarbeiten.

### 1. Intersektionalität: Ein (altes) Thema in Frauenbewegung und feministischer Theorie

Die Diskussion um die relative Bedeutung unterschiedlicher Unterdrückungsverhältnisse konzentrierte sich in der ersten Frauenbewegung in Deutschland vor allem auf die Frage nach der Relevanz von Klasse versus Geschlecht im Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen zwischen der bürgerlichen und proletarischen Frauenbewegung. Aber auch in der neuen Frauenbewegung der 1970er Jahre standen radikale und liberale Feministinnen sozialistischen Feministinnen gegenüber, um den Primat des Geschlechterverhältnisses beziehungsweise des Kapitalismus den anderen gegenüber zu verteidigen. Dieser Kampf um den „Hauptwiderspruch“, d.h. um den prägenden Einfluss einer Dimension gegenüber einer anderen, trat im Zuge der Thematisierung von Ethnizität zurück. So hatten in den 1980er Jahren Schwarze Frauen, Migrantinnen und jüdische Frauen sehr eindringlich gefragt, wen die „Mehrheitsfrauen“ eigentlich meinten, wenn sie von „der“ Frau sprachen. Claudia Koonz stellte etwa mit ihrer Publikation „Mothers in the Fatherland“ (1987) die Frage nach der Rolle der „arischen“ Frauen im Nationalsozialismus. Wie waren diese an einem System beteiligt, das in extremer Weise patriarchal geprägt war? Offensichtlich hinderte die patriarchale Unterdrückung sie nicht daran, selbst andere Frauen und Männer auszugrenzen. Rassistisch definierte Zugehörigkeiten wie die zum Judentum oder zu Sinti und Roma, zu Behinderten oder sog. Asozialen waren –

unabhängig vom Geschlecht – ein tödliches Risiko. Demgegenüber erlebten viele so genannte arische Frauen den Nationalsozialismus insofern als positiv, als er den einen die Chance gab, aus einengenden Familienverhältnissen zu entfliehen und beruflich aufzusteigen, während er die anderen in ihrer Mutterrolle anerkannte und sie mit Mutterkreuzen ehrte. Die männlich-chauvinistische Ausprägung des Nationalsozialismus relativierte sich zum Teil für die systemkonformen Frauen und ermöglichte ihnen einen realen und symbolischen Machtzuwachs, vor allem durch die Abwertung derer, die als „minderwertig“ bezeichnet und behandelt wurden. In dieser Debatte wurde deutlich, dass andere als patriarchale Unterdrückungsformen in bestimmten Kontexten relevanter als diese sein können. Das bedeutet, dass die Diskriminierung von Frauen als Frauen ihre Dominanz in anderen Hinsichten nicht ausschließt und somit auch eindimensionale Täter-Opfer-Dichotomien unangemessen sind.

Diese Themen wurden u.a. im Konzept der „Mittäterschaft“ (Thürmer-Rohr 1988) diskutiert, aber es wurde auch die Frage nach der Frau als Täterin immer deutlicher gestellt (Gravenhorst/Tatschmurat 1990; Jacoby/Magiribia Lwanga 1990; Frauen gegen Antisemitismus 1993). Einflussreich war zu jener Zeit auch das Buch von Martha Mamozai „Schwarze Frau, Weiße Herrin“ (1982), die auf die Teilhabe der weißen deutschen Frauen in den Kolonien hinwies und damit auch die Frage stellte, inwiefern die Ermächtigung weißer Frauen als Kolonialherrinnen mit ihrem Selbstbild als patriarchal Unterdrückte vereinbar sei.

Ging es bei diesen Diskussionen vor allem noch um das Gewicht des Patriarchats im Verhältnis zu anderen Unterdrückungsformen, insbesondere dem Rassismus, so machten die behinderten Frauen, die sich seit den 1990er Jahren immer stärker zu Wort meldeten, deutlich, dass es auch um die Frage geht, wie das Zusammenwirken verschiedener Unterdrückungsdimensionen diese selbst prägt; denn zentrale Konzepte der Weiblichkeit werden in Bezug auf behinderte Frauen weitgehend außer Kraft gesetzt: Sie gelten weder als sexuell attraktiv, noch wird ihnen die Mutterrolle zugeschrieben, sie wurde und wird ihnen vielfach direkt per Sterilisation verweigert (Barwig/Busch 1993; Arnade 1992). Es ist also nicht einfach davon auszugehen, dass die Kategorie Geschlecht auf die Kategorie Behinderung trifft und eine solche Überschneidung dann zu einer „doppelten“ Diskriminierung führt, sondern dass behinderte Frauen von vorneherein anderen Weiblichkeitsvorstellungen zu entsprechen haben, so dass die Entbindung aus bestimmten Normierungen zwar andere Zwänge setzt, aber unter Umständen auch neue Freiräume eröffnen kann (Priestley 2001).

Über die Diskussion um die Mittäterschaft und Täterschaft von Frauen hinaus wurde der Zusammenhang unterschiedlicher Unterdrückungsformen in der deutschen Diskussion auch durch Ilse Lenz (1995) thematisiert, indem sie das Konzept von der doppelten Vergesellschaftung durch Klasse und Geschlecht (Becker-Schmidt 1987) zum Konzept der dreifachen Vergesellschaftung erweiterte. Sie bezog als drittes Moment die Zugehörigkeit zur Nation ein, was allerdings die Frage aufwarf, welchen Stellenwert diese Kategorie in Bezug auf andere Unterdrückungsformen, insbesondere auch den Rassismus<sup>1</sup> hat. Zur selben Zeit wurde von mir das Konzept der Dominanzkultur (Rommelspacher 1995, 2002) entwickelt, das davon ausgeht, dass sich die Gesellschaft nicht aus zwei oder drei Perspektiven heraus analysieren lässt, sondern dass viele unterschiedlichen Machtdimensionen die gesellschaftlichen Strukturen und das konkrete Zusammenleben bestimmen und dass diese im Sinne

<sup>1</sup> Gerade in der deutschen Geschichte ist das Nationalitätskonzept eng mit Vorstellungen ethnischer Homogenität verknüpft, was im Nationalsozialismus bekanntlich zur Identifizierung von „Rasse“ und Nation geführt hat.

eines *Dominanzgeflechts* miteinander verwoben sind. Der Begriff Dominanz bezieht sich dabei auf die Vorstellung, dass sich die Machtverhältnisse weder auf eindeutige Strukturen von Herrschaft reduzieren lassen noch durch frei flottierende Zirkulationen von Macht hinreichend beschrieben werden können. Vielmehr speist sich Macht, in Anlehnung an das Konzept von Norbert Elias (1990), aus vielen unterschiedlichen Quellen, vernetzt sich und bildet dabei beständige Asymmetrien heraus, die den Anspruch auf soziale Unterscheidung und Überlegenheit durchsetzen. Kultur ist dabei als ein Medium zu begreifen, mit dem symbolische Grenzen gezogen werden und das Menschen „ihre“ Position in der Gesellschaft zuweist. Denn über Kultur wird auch festgestellt, wer in der Norm lebt und sie repräsentiert und wer von ihr abweicht (auch Yuval Davis 2001).

Die modernen westlichen Gesellschaften sind jedoch durch die Existenz und Wechselwirkung verschiedener Unterdrückungsverhältnisse nicht hinreichend beschrieben – verdanken sie ihre politische Verfasstheit und ihr Selbstverständnis doch gerade auch dem Kampf gegen Unterdrückung und Ungleichheit, wie dies paradigmatisch mit der Deklaration der Menschenrechte in den bürgerlichen Revolutionen artikuliert worden ist. Bekanntlich brachten diese jedoch nur ihren Protagonisten, nämlich den weißen, christlichen, männlichen Bürgern die Rechte und die Freiheit, die sie im Namen der gesamten Menschheit zu erkämpfen vorgegeben hatten. Daraus ergibt sich der zentrale Widerspruch der westlichen Moderne, nämlich die Gleichheit aller Menschen zu behaupten, und sie zugleich zu negieren, denn die Zeit der bürgerlichen Revolutionen war auch die Zeit von Kolonialismus und Sklaverei. Die Aufklärung ging Hand in Hand mit der Entwicklung von Rassentheorien und das Selbstverständnis des Westens, die „Zivilisation“ in die ganze Welt zu tragen, ging einher mit mörderischen Eroberungen, die Millionen von Menschen das Leben kosteten.

Es besteht also eine Diskrepanz zwischen dem Anspruch auf Gleichheit aller Menschen auf der einen Seite und der Durchsetzung von Ungleichheitsverhältnissen auf der anderen – im Gegensatz zu feudalen, vormodernen Vorstellungen, bei denen die Ungleichheit der Stände und der Geschlechter Ausdruck einer gottgewollten Ordnung war. Aus dem modernen Anspruch auf Gleichheit aller Menschen ergibt sich die Notwendigkeit, die Wirklichkeit der Hierarchien zu verbergen (Dominanztabu) bzw. ihnen den Anschein von Rationalität zu geben. Insofern wurden mächtige *Legitimationslegenden* geschaffen, die Ungleichheit angesichts des Gleichheitsanspruchs rechtfertigen sollten, wie vor allem Rassismus, Sexismus, Leistungsideologie und die verschiedenen Formen des Normalismus<sup>2</sup>. Darüber hinaus dienten die Gleichheitsideologien selbst dazu, Ungleichheitsverhältnisse durchzusetzen.

Der Widerspruch zwischen Gleichheitsanspruch und Ungleichheitsverhältnissen setzte aber auch eine Dynamik frei, die all jene, die von der gesellschaftlichen Partizipation ausgeschlossen waren, dabei unterstützte, sich diese zu erkämpfen, konnten sie sich doch nun auf die universalen Menschenrechte berufen – angefangen von der Arbeiterbewegung über die Frauenbewegung bis hin zu dem Kampf gegen Sklaverei, der Bürgerrechtsbewegung der Schwarzen in den USA sowie den Neuen sozialen Bewegungen der 1970er und 1980er Jahre. Die Dynamik der westlichen Gesellschaften ist damit sowohl aus den Traditionen von Expansion und Bemächtigung wie auch aus dem Widerstand dagegen zu erklären.

---

<sup>2</sup> Hier wird die Normalität zur Norm erhoben. Entsprechend werden Abweichungen von ihr sanktioniert; etwa wenn das körperliche Erscheinungsbild oder das soziale Verhalten nicht den gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen entspricht.

Das Konzept der Dominanzkultur fokussiert deshalb auf die Frage, wie Ungleichheit in einer Gesellschaft legitimiert wird, die vom Gleichheitsanspruch getragen ist. Dabei ist von besonderem Interesse, wie unterschiedliche Dimensionen der Dominanz interagieren; und zwar nicht nur im Sinne mehrfacher Diskriminierung, sondern auch in Bezug auf die Gleichzeitigkeit von Diskriminierung und Dominanz. So wird deutlich, wie die Dominanzverhältnisse nicht nur auf diejenigen wirken, die unterdrückt sind, sondern auch auf die, die Dominanzpositionen innehaben. Aber auch jenseits der feministischen Diskussion wurden Ungleichheitsverhältnisse in neuer Form thematisiert, was mit Rückwirkungen für die Analysen der Frauen- und Geschlechterforschung verbunden war. In der Soziologie und hier vor allem in der sozialen Ungleichheitsforschung wurde das Geschlechterverhältnis verstärkt in bestehende Analysen integriert. So wurde das Konzept einer vertikalen Gliederung durch Klassen und Schichten durch das Konzept von „Sozialen Milieus“ abgelöst, das durch ähnliche Lebenslagen und typische Mentalitäten bestimmt ist (Hradil 1987). Es wurden „neue“, so genannte horizontale Ungleichheiten eingeführt, wie Geschlecht, Alter, Ethnizität oder Region. Dementsprechend haben etwa Vester und Gardemin (2001) basierend auf empirischen Untersuchungen spezifische Formen der Geschlechterhierarchie innerhalb verschiedener Milieus herausgearbeitet. Auch von der etablierten Sozialstrukturanalyse wurde also die Notwendigkeit weiterer Differenzierungen gesehen wie auch die Frage nach den Interdependenzen zwischen verschiedenen Ungleichheitsdimensionen deutlicher als bisher gestellt. Allerdings entwickelte sich diese Fragestellung hier nicht aufgrund der Forderungen emanzipatorischer Bewegungen nach Repräsentanz, sondern aus der Analyse gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse. Danach machen die Entstandardisierung der Lebensverhältnisse und entsprechende Individualisierungsprozesse auch Differenzierungen bei der Analyse von Lebenslagen notwendig.

Entscheidenden Einfluss auf die deutsche Debatte kommt in dem Zusammenhang auch der Klassentheorie von Pierre Bourdieu (1985, 1997) zu, der sich nicht auf die Analyse ökonomischer und sozialer Ungleichheiten beschränkt, sondern den Anspruch einer umfassenden Gesellschaftsanalyse erhebt und dabei möglichst viele Ungleichheitsparameter einbeziehen will. Für ihn ist die Geschlechterhierarchie kein unabhängiges Merkmal sozialer Struktur, sondern systematisch mit der Klassenzugehörigkeit verwoben. Die Produktivität dieses Ansatzes zeigt sich etwa in den Forschungen von Petra Frerichs (1997), die die Reproduktion des Geschlechterverhältnisses in den verschiedenen Klassenmilieus untersucht hat und dabei auf sehr unterschiedliche geschlechtsspezifische Machtpotentiale je nach Klassenposition gestoßen ist.

### **Internationale Debatten um Intersektionalität und Ungleichheit**

Die internationale Debatte, insbesondere im angloamerikanischen Raum, wurde zunächst von Schwarzen Feministinnen angestoßen.. So wies bell hooks (1994) darauf hin, dass wenn wir von “Frauen und Schwarzen” sprechen, wir eine Situation konstruieren, in der die Frauen Weiße sind und die Schwarzen Männer.<sup>3</sup> Damit werden die Schwarzen Frauen zum Verschwinden gebracht. Das ist nicht nur ein

---

<sup>3</sup> Crenshaw (1998) zitiert in dem Zusammenhang das Motto eines Black womens studies book: All the Women Are White, All the Blacks Are Men - But Some of Us are Brave. In dem Zusammenhang kann man auch auf die Analyse von Simone de Beauvoir verweisen, die bereits 1949 in ihrer Analyse „Le Deuxième Sexe“ (deutsch 1968) feststellte, dass die weiße Frau den „Luxus“ habe, ein Geschlecht zu haben, während es schwarzen Frauen bzw. den SklavInnen in der Antike abgesprochen wurde.

linguistisches oder logisches Problem, sondern ein eminent praktisches, wie Kimberle Crenshaw (1998) gezeigt hat. Als Schwarze Rechtsanwältin machte sie die Erfahrung, dass wenn die Sache Schwarzer Frauen bei Gericht verhandelt wird, ihr Fall entweder unter der Perspektive ihres Frauseins im Sinne des weißen Feminismus oder aber unter der ihres Schwarzseins und dann primär unter männlicher Perspektive verhandelt wird. Um der Situation Schwarzer Frauen gerecht zu werden, bedarf es also einer Sichtweise, die beide Kategorien zugleich in Betracht zieht. Dafür brachte sie das Bild von der Straßenkreuzung in die Diskussion und prägte den Begriff der „intersectionality“.

Wird die Blickrichtung in diesem Sinn erweitert, dann wird zugleich auch das Bild einer klar umrissenen Identität in Frage gestellt. Je nach Perspektive treten unterschiedliche Aspekte in den Vordergrund, und die Identitäten verflüssigen sich zunehmend („shifting identities“). Diese identitätskritische Position wurde durch die queer theory theoretisch weiter entwickelt. Besonders einflussreich ist in dem Zusammenhang der Beitrag von Judith Butler (1995), die aus einer radikal konstruktivistischen Position heraus Geschlecht als diskursiv erzeugte Zwangsidentität versteht. Dementsprechend sollen die Parodie, das Spiel mit Identitäten und das Aufdecken ihrer Konstruktionsprinzipien im Sinne einer „subversiven Identitätspolitik“ Spielräume für alternative Identitätsformationen eröffnen. Diese Konstruiertheit von Identitäten wird auch im Kontext postkolonialer Theorien (vgl. Castro Varela/Dhawan in diesem Band) diskutiert.

Eine weitere wichtige Autorin in dieser Debatte ist Iris Young (1990), die ausgehend von der Frage nach der Verwirklichung sozialer Gerechtigkeit verschiedene Formen der Unterdrückung ausmacht und auf die Notwendigkeit unterschiedlicher sozialer und politischer Strategien im Umgang damit hinweist. Auch Nancy Fraser (2001) fragt, wie Ungleichheit in der Gesellschaft hergestellt wird und auf welchen unterschiedlichen Mechanismen sie basiert. Sie unterscheidet dabei in erster Linie den Zugang zu materiellen Ressourcen und zu den zu Anerkennung und öffentlicher Repräsentanz. Gleichheit ist für sie einerseits eine Frage der Umverteilung und andererseits eine Frage der gesellschaftlichen Anerkennung. Auch die Anerkennung in Bezug auf die Art und Weise, wie jemand leben möchte, beeinflusst seinen/ihren Zugang zu den Ressourcen. Insofern sind das Recht, verschieden zu sein, und der Anspruch auf soziale Gleichheit zwei Seiten einer Medaille.

So sehr auch materielle und symbolische Ordnungen ineinandergreifen, so sehr haben sie in Bezug auf unterschiedliche Gruppierungen verschiedene auch ein unterschiedliches Gewicht. Die Frage der Umverteilung steht zum Beispiel in Bezug auf die ökonomischen Klassen im Zentrum, während es bei Homosexualität stärker um die Verweigerung gesellschaftlicher Anerkennung geht. Diese hat zwar oft auch Auswirkungen auf die ökonomische Position, steht hier aber nicht in derselben Weise im Vordergrund wie bei den sozial unterprivilegierten Klassen, denn deren gesellschaftliche Position definiert sich vor allem über ihre Stellung im Erwerbsleben, während die Homosexuellen primär über gesellschaftliche Normalitätsvorstellungen positioniert werden.

Fraser stellt also die Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Kategorien in den Vordergrund, während etwa Butler die Bedeutung dieser Kategorien von vorneherein in Frage stellt. Angesichts dieser unterschiedlichen Zugangsweisen differenziert Leslie McCall (2005) zwischen einer *anti-kategoriale* Position, die die Berechtigung einer bestimmten Kategorien überhaupt in Frage stellt und einer *inter-kategoriale* Fragestellung, die die Wechselwirkung unterschiedlicher (vorausgesetzter) Kategorien verfolgt. Diese unterscheidet sie von einem *intra-kategoriale* Zugang, bei dem gefragt wird was und wer mit der jeweiligen Kategorie eigentlich gemeint ist,

wie dies etwa Crenshaw tut. Jede dieser Positionen beleuchtet wichtige Aspekte, wirft damit aber zugleich auch spezifische Probleme auf.

## 2. Diskussion unterschiedlicher Positionen zur Intersektionalität

### *Anti-kategoriale Positionen*

Die Hinterfragung von Kategorisierungen ist insofern von hoher Relevanz, da mit jeder Zuordnung auch bestimmte Machtpositionen festgeschrieben werden lässt. Die Frage ist jedoch, wie weit eine solche Infragestellung getrieben werden kann, will sich der Widerstand gegen kategoriale Setzungen nicht in der Unendlichkeit von Verwerfungen verlieren. Ebenso fragt sich, ob er nicht selbst auch in neuen Reifizierungen der Kategorien befangen bleibt. Oder mit West und Zimmerman (1991) gefragt: Can we ever avoid doing gender? Zu problematisieren ist aber etwa auch gegenüber Butler, ob und inwieweit die „subversive Rede“ in der Lage ist, Machtverhältnisse zu verändern. Insofern wird in dem Zusammenhang von der Gefahr eines „linguistischen Idealismus“ gewarnt. Es können also nicht nur die Konstruktionsprinzipien der Kategorien aufgedeckt werden, sondern diese müssen auch inhaltlich auf historisch entwickelte Machtverhältnisse Bezug nehmen, denn sonst bleibt unklar, warum bestimmte Differenzen gesellschaftliche Wirkung entfalten und andere nicht.

### *Intra-kategoriale Positionen*

Dieser Zugang umfasst z.B. den großen Bereich der feministischen Forschung, die die Kategorie Geschlecht zunächst voraussetzt und dann die Homogenität dieser Kategorie hinterfragt: Was sind die Differenzen innerhalb der Kategorie Geschlecht? Wie wirken sich Unterschiede in den Lebenslagen von Frauen auf ihr Selbstverständnis und ihre gesellschaftliche Position aus, und wie beziehen sich die unterschiedlichen Konzepte von Weiblichkeit aufeinander? Eine solche Position bleibt, wenn sie von der Gruppe „der“ Frauen ausgeht, im Dilemma der Identitätspolitik gefangen. So besteht die Gefahr, dass sich Gruppenstrukturen verfestigen und nicht nach den Voraussetzungen einer solchen Gruppenbildung gefragt wird. Aber viele Mitglieder einer solchen Gruppe verstehen sich möglicherweise nicht als solche und/oder betrachten die Tatsache ihrer Unterdrückung weder als relevant geschweige denn als identitätsbildend. Zudem werden die Individuen in diesen Analysen vorrangig über den Status ihres Unterdrücktseins definiert und so der Möglichkeitsraum von Selbstbestimmung und Widerständigkeit ausgeblendet. Schließlich ergibt sich das Problem der Mehrfachzugehörigkeit: Niemand kann alleine einer Gruppe zugeordnet werden. Dabei haben die verschiedenen Gruppenzugehörigkeiten je nach Kontext eine unterschiedliche Relevanz für die Einzelnen, wobei auch Einzel- und Gruppeninteressen in Widerspruch geraten können.

Angesichts all dieser Probleme erscheint der Bezug auf gesellschaftliche Strukturen Erfolg versprechender. In dem Zusammenhang wurde vor allem das „Achsenmodell“ populär, das die Tatsache der Überschneidung gesellschaftlicher Kategorien ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt. Diese interkategoriale Position kann von der intrakategorialen nicht streng getrennt werden, allerdings wird ein etwas anderer Fokus gesetzt, indem die Überschneidung in den Mittelpunkt gerückt wird.

### *Inter-kategoriale Position: das Achsenmodell*

In Deutschland wird das Achsenmodell derzeit vor allem von Cornelia Klinger und Gudrun-Axeli Knapp (2007) vertreten. Sie gehen in ihrer Analyse von Achsen als „institutionalisierte Gefüge sozialer Relationen“, also von gesellschaftlichen Strukturen aus und beziehen sich dabei auf die Kategorien Klasse, „Rasse“ und Geschlecht, die sie als gleichgewichtig (symmetrisch) betrachten. Damit wollen sie eine „unproduktive(n) Frontstellung“ zwischen „sozialer Ungleichheit vs. Entstrukturierung; kulturellen vs. ökonomischen Faktoren; System vs. Akteursperspektive“ überwinden. Allerdings geben sie wenig Aufschluss darüber, wie das konkret geschehen soll, denn tatsächlich birgt das Achsenmodell in sich selbst wiederum eine Reihe von Problemen: So lassen die Achsen – wie Davina Cooper (2004) herausarbeitet – jeweils nur eine Zuordnung auf einer Dimension zu und ordnet diese zugleich polar an. Wo aber würde man etwa auf der Achse Ethnizität z.B. Juden, Afrodeutsche oder AussiedlerInnen einordnen? Die Polarität der Zuordnung suggeriert ein Mehr oder Weniger in der Teilhabe an einer bestimmten Kategorie. Insofern ist unklar, wo die „Überschneidung“ ansetzt beziehungsweise wie man sich Wechselwirkungen zwischen verschiedenen „Überschneidungen“ vorstellen könnte.

Ein zentrales Problem des Achsenmodells besteht deshalb darin, dass die Achsen nicht neutral sind, sondern dass die Formulierung dessen, was eine Achse ausmacht, Resultat einer spezifischen Position und damit streng genommen bereits Ausdruck spezifischer Überschneidungen ist, worauf bereits Crenshaw hingewiesen hat. Das lässt sich anhand der Analyse von Cornelia Klinger (2003) zeigen: Sie beschreibt die Entgegensetzung von Öffentlichkeit und Privatheit als das entscheidende Moment in der Konstruktion der Geschlechterhierarchie. Dieser Dualismus ist jedoch nur für bestimmte Geschlechterkonstellationen wirksam: Die Schwarze Frauenforschung hat darauf hingewiesen, dass diese Spaltung z.B. für Sklavinnen, die keinen privaten Raum hatten, nicht relevant war. Das galt auch für einen Teil der proletarischen Frauen, wie z.B. die Dienstmädchen, und gilt heute für viele Frauen, die in der Illegalität leben. Bestimmende Strukturen für die Geschlechterposition können also verschiedene sein und sich z.B. je nach Klasse, Ethnizität, rechtlichem Status, Behinderung oder sexueller Orientierung unterscheiden.

Aber auch der „Rasse“-Begriff von Klinger (2003) ist problematisch, indem er eindimensional auf ein „Außen“ im Sinne kolonialer Ausbeutung und Eroberung festgelegt ist. Wie aber steht es mit anderen Rassismen wie dem Antisemitismus, dem Antiziganismus oder aber dem Rassismus im Foucaultschen Sinn, der in Form von „Biomacht“ den Volks-„Körper“ optimieren möchte?

Schließlich ist für sie die Arbeit der entscheidende Bezugspunkt, von dem sich die unterschiedlichen Positionierungen in der Gesellschaft erklären lassen. Angesichts der Bedeutung gesellschaftlicher Anerkennung und Repräsentanz, worauf z.B. Fraser (2001) eindringlich hingewiesen hat, erscheint dieses Analysemodell zu eindimensional. So kann auch das additive Modell, das Klinger vertritt, nicht überzeugen, unterstellt es außer der Eindimensionalität der Achsen eine quantitative Steigerung der Diskriminierung je nach Anzahl der Unterdrückungszusammenhänge.<sup>4</sup> So wird als Resultat von Überschneidungen ein Amalgam von Unterdrückungsmerkmalen suggeriert, das sich aus den sich kombinierenden Diskriminierungsformen ergibt.

---

<sup>4</sup> Ein additives Konzept wird von „mehrfachdiskriminierten“ Frauen wie den behinderten Frauen auch insofern abgelehnt, als hier das Bild des hilflosen Opfers potentiell wird, was wiederum ein zentrales Merkmal behindertenfeindlicher Klischees ist (Morris 1997).

Davina Cooper (2004) schlägt angesichts der verschiedenen Schwierigkeiten des Achsenmodells ein neues Konzept vor, indem sie von Organisationsprinzipien spricht, die Ungleichheit generieren.

*organizing principles of inequality*

Die von Cooper entwickelten Organisationsprinzipien heben den Widerspruch zwischen der Perspektive auf gesellschaftliche Strukturen einerseits und der auf Akteure beziehungsweise Gruppen andererseits dadurch auf, dass diese Prinzipien sowohl soziale Dynamiken bestimmen wie auch auf gesellschaftliche Institutionen abzielen. Ein Organisationsprinzip ist nach Cooper umso mächtiger, je stärker es gesellschaftliche Normen, Diskurse und soziale Beziehungen zu prägen und mit anderen Prinzipien in Wechselwirkung zu treten vermag. Auf diese Weise können relevante von weniger relevanten Differenzen unterschieden werden. Das entscheidende Kriterium hierfür ist, inwiefern ein Organisationsprinzip Ungleichheit fördert oder abbaut.

Cooper demonstriert dies anhand eines Beispiels, in dem sie die Forderung nach öffentlicher Präsenz einer jüdischen Gemeinde der Forderung von RaucherInnen nach Selbstbestimmung gegenüber ihrer Unterdrückung durch NichtraucherInnen gegenüberstellt. Wie kann entschieden werden, welche Forderung mehr politisches Gewicht hat? Diese Frage lässt sich ihrer Meinung nach entscheiden, indem man nach den Auswirkungen der jeweiligen Forderungen auf die Identität der davon Betroffenen fragt. Zu thematisieren sei, wie identitätsbildend überhaupt die Zugehörigkeit zu der jeweiligen Gruppe ist, wie sich das Machtverhältnis zwischen den Beteiligten darstellt und in welche historischen Traditionen es eingebunden und von welchen gesellschaftlichen Institutionen es getragen wird. So ist bei der Bewertung im Fall der jüdischen Gruppe u.a. ihre jahrhundertealte Diskriminierung, also das Verhältnis der Mehrheit zur Minderheit einzubeziehen und zu fragen, ob eine solche Regelung die Gleichheits- und Freiheitsansprüche in der Gesellschaft insgesamt verstärkt oder vermindert. Demgegenüber hat die Frage von Rauchen oder Nicht-Rauchen keinen Einfluss auf andere Ungleichheitsdimensionen in der Gesellschaft und verstärkt auch nicht tradierte Ungerechtigkeiten.

Coopers Frage ist also, inwiefern ein bestimmtes Organisationsprinzip die Zu- bzw. Abnahme von Ungleichheit in der Gesellschaft bewirkt und zwar sowohl über soziale Interaktionen wie auch über gesellschaftliche Institutionen. Soziale Dynamiken und gesellschaftliche Strukturen sind für Cooper zwei miteinander verwobene Schichten innerhalb eines nie voll zu verstehenden Ganzen. Indem auf die eine Ebene fokussiert wird, tritt die andere zurück und umgekehrt. Mit einer solch vielschichtigen Sichtweise versucht Cooper Hilfestellungen dafür zu geben, zwischen relevanten und weniger relevanten Differenzen entscheiden zu können. Dabei kann prinzipiell jede Differenz politisch relevant werden.

Wenngleich das Konzept von Cooper noch offen formuliert ist, führt es dennoch die Debatte ein gutes Stück weiter: Zum einen findet sie mit den Organisationsprinzipien ein Konzept, das sich sowohl auf die strukturelle Ebene wie auch auf die Akteurebene bezieht und deren Zusammenhang näher zu fassen versucht. Zum anderen, und das ist m.E. der entscheidende Punkt, nimmt Cooper Abschied davon, vorab bestimmte Kategorien als relevant zu setzen und dann deren Wechselwirkung zu untersuchen. Vielmehr geht sie von gesellschaftlichen Konflikten aus und fragt danach, welche Auswirkungen diese auf die Beteiligten und die gesellschaftlichen Strukturen haben. Die Relevanz der Kategorien wird somit -- empirisch und je nach Kontext bestimmt. Cooper rollt also das Problem von seinen Auswirkungen her auf. Ein zweiter Blick zeigt jedoch, dass sie dem Problem der Prioritätensetzung bei der

Relevanz von Ungleichheitskategorien nicht grundsätzlich entgehen kann, denn es bleibt letztlich auch eine Einschätzungsfrage und damit auch eine Frage der politischen Position, wann man zu dem Schluss kommt, dass ein bestimmtes Prinzip die gesellschaftliche Ungleichheit verstärkt oder verringert. Entscheidend ist dabei nicht nur wer diese Einschätzung vornimmt, sondern auch in Bezug auf wen nach den Auswirkungen von Ungleichheitsverhältnissen gefragt wird. Damit stossen wir wieder auf ein Problem, das bereits im Rahmen des Konzepts der Dominanzkultur thematisiert wurde, nämlich dass die meisten Analysen ihren Blick in erster Linie darauf richten, welche Auswirkungen bestimmte Machtkonstellationen für die Diskriminierten haben. Demgegenüber wird kaum danach gefragt, welche Auswirkungen diese für die Seite der Dominanz haben.

Das Beispiel der Beschäftigung von eingewanderten und in Deutschland illegal lebenden Frauen, die im Haushalt und in der privaten Pflege tätig sind, kann dies veranschaulichen. Um diese Situation zu bewerten, ist auf der einen Seite die Frage nach deren Konsequenzen für die so beschäftigten Frauen wichtig. So weist Helga Lutz (2007) darauf hin, dass diese Frauen nicht nur ihre Heimat verlassen und sich in höchst ungesicherte Arbeitsverhältnisse begeben, sondern oft auch ihre Kinder im Herkunftsland zurücklassen, so dass diese Frauen und ihre Kinder am Ende der Versorgungskette stehen und den sozialen und emotionalen Preis für die strukturellen Asymmetrien zwischen den Regionen zahlen müssen. Genauso wichtig ist es jedoch auch zu fragen, was diese Konstellation für die Frauen bedeutet, die jene Frauen beschäftigen. Das Arrangement erleichtert ihnen ihre eigene Emanzipation in dem Sinn, dass sie eher berufstätig sein und sich gesellschaftlich engagieren können. In Bezug auf die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung bedeutet es jedoch, dass diese nicht angetastet, sondern im Gegenteil verstärkt wird, in dem die Haus-, Erziehungs- und Pflegearbeit wiederum weiblich konnotiert wird. Zudem wird diese oft prekäre Arbeit noch mehr in die Heimlichkeit gedrängt. Damit muss von einer feministischen Vision Abschied genommen werden, die die Arbeit im Privaten sichtbar und verhandelbar machen und damit auch das Konzept von Arbeit grundsätzlich in Frage stellen wollte, das sich in unserer Gesellschaft primär auf Erwerbsarbeit bezieht. Insofern hat die ethnische Privilegierung für die Mehrheitsangehörigen auch problematische Konsequenzen für Strukturen und Konzepte des Geschlechterverhältnisses (Rommelspacher 2007). Das bedeutet, dass in der Analyse, im Sinne einer *Mehrperspektivität*, die Konsequenzen bestimmter Konstellationen jeweils für alle Beteiligten erforscht werden müssen.

## Resümee

Die zunächst einfach erscheinende Frage nach der „Überschneidung“ sozialer Kategorien hat sich als ein komplexes Unterfangen herausgestellt.

So hat sich im Laufe der Debatte die Anzahl der als relevant erachteten Kategorien ständig vermehrt – ein Prozess, der sicherlich noch anhalten wird. Zu denken ist etwa im Hinblick auf eine globale Perspektive an die Differenzen zwischen verschiedenen Weltregionen oder an Differenzen, die sich aus unterschiedlichen ökologischen Belastungen ergeben. Je mehr Kategorien einzubeziehen sind, desto deutlicher wird das Problem, ihre jeweilige Relevanz zu bestimmen.

Umso fragwürdiger wird damit auch die Praxis, diese vorab festzulegen. Vielmehr erscheint es sinnvoll, sich an ihrer Bedeutung für die Gesellschaft zu orientieren und dabei die Kriterien und Verfahren offen zulegen, nach denen diese empirisch bestimmt wird.

Aber nicht nur Auswahl und Hierarchisierung von Kategorien ist nachvollziehbar zu begründen, sondern auch die inhaltliche Bestimmung der Kategorien selbst. Denn der dekonstruktivistische Ansatz machte deutlich, dass mit ihrer Festschreibung jeweils bestimmte Machtverhältnisse bestätigt werden, und dass die Hinterfragung der Konstruktionsprinzipien etwa von dem was in unserer Gesellschaft als „weiblich“ oder „männlich“ gilt, ein entscheidender Ansatzpunkt für die Befreiung von heteronormativen Zurichtungen ist. Damit verbunden ist die Erkenntnis, dass die inhaltliche Festlegung der Kategorien viel mit der gesellschaftlichen und politischen Position der Sprechenden zu tun hat – so macht es in der Regel einen Unterschied ob etwa die Geschlechterverhältnisse aus einer Position der Mittelschicht oder einer anderen gesellschaftlichen Klasse, ob aus der Perspektive der sog. ersten oder dritten Welt analysiert werden. Die gesellschaftliche Position formt oder zumindest beeinflusst den jeweiligen Zugang. Insofern müssen Aussagen, die einen weiterreichenden Anspruch erheben, sich dem Blick der Anderen aussetzen, und die Beteiligten bereit sein, in einem selbstkritischen Reflexionsprozess sich der eigenen Verortung bewusst zu werden und ihre Aussagen in Bezug darauf zu relativieren.

Schließlich steht im Fokus der gegenwärtigen Diskussion auch die Frage, wie sich die Machtverhältnisse durchsetzen und an welchen gesellschaftlichen Ebenen sie ansetzen. Dabei wurde deutlich, dass immer mehrere Dimensionen zugleich zu betrachten sind, und zwar sowohl die unterschiedlichen Formen von Ressourcen die gesellschaftliche Position stützen oder unterminieren als auch die unterschiedlichen Vermittlungsebenen wie die soziale Dynamik und die gesellschaftlichen Strukturen. Deshalb können sich auch empirische Forschungen nicht einfach auf die Untersuchung ausgewählter Subgruppen oder Interaktionsmechanismen beschränken, sondern müssen auf ihre Verortung im Gesamtzusammenhang zumindest hinweisen.

Angesichts dieser wachsenden Ansprüche an das Reflexionsniveau verwundert es nicht, dass die Debatte sich auch immer stärker akademisiert hat. Wurden früher die Gegensätze noch hauptsächlich zwischen unterschiedlichen politischen Bewegungen ausgefochten, so scheinen diese Fragen heute vielmehr Gegenstand unterschiedlicher Forschungsdiskurse zu sein. Dennoch führt uns die Diskussion auch wiederum ein Stück zurück: Entsprechend Coopers Überlegungen sollen sich intersektionale Analysen primär an gesellschaftlich artikulierten Relevanzen ausrichten. Das verweist darauf, dass die Frage nach der Intersektionalität von Ungleichheiten primär aus einem politischen Zusammenhang entstanden ist, in dem die verschiedenen diskriminierten Gruppen in der Gesellschaft für ihre Anerkennung gekämpft haben. Das Thema Intersektionalität handelt daher auch von der Konkurrenz dieser Bewegungen und verweist auf Gemeinsamkeiten und Gegensätze der beteiligten Akteure. . Insofern wird es vermutlich auch eine politische Frage sein, in welche Richtung sich die Debatte in Zukunft weiterentwickeln wird.

## **Literatur**

- Arnade, Sigrid, 1992: Weder Küsse noch Karriere. Erfahrungen behinderter Frauen. Frankfurt/M.
- Barwig, Gerlinde/Busch, Christiane, 1993: „Unbeschreiblich weiblich!“ Frauen unterwegs zu einem selbstbewußten Leben mit Behinderung. München.
- Beauvoir, Simone de, 1968: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Hamburg.

- Becker-Schmidt, Regina, 1987: Frauen und Deklassierung. Geschlecht und Klasse. In: Beer, Ursula (Hg.): Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. Bielefeld, 213-266.
- Beer, Ursula, 1990: Geschlecht, Struktur, Geschichte. Frankfurt/M.
- Bourdieu, Pierre, 1985: Sozialer Raum und „Klassen“. Zwei Vorlesungen. Frankfurt/M.
- , 1997: Die männliche Herrschaft. In: Dölling Irene/Krais, Beate (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/M., 153-217.
- Butler, Judith, 1995: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin.
- Cooper, Davina, 2004: Challenging Diversity. Rethinking Equality and the Value of Difference. Cambridge.
- Crenshaw, Kimberle, 1998: Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory, and Antiracist Politics. In: Phillips, Anne (Hg.): Feminism & Politics. Oxford, 314-343.
- Elias, Norbert/Scotson, John L., 1990: Etablierte und Außenseiter. Frankfurt/M.
- Fraser, Nancy, 2001: Die halbierte Gerechtigkeit. Gender studies. Frankfurt/M.
- Frauen gegen Antisemitismus, 1993: Der Nationalsozialismus als Extremform des Patriarchats? Zur Leugnung der Täterschaft von Frauen und zur Tabuisierung des Antisemitismus in der Auseinandersetzung mit dem NS. beiträge zur feministischen theorie und praxis. Heft 35, 77-89.
- Frerichs, Petra, 1997: Klasse und Geschlecht. Arbeit, Macht, Anerkennung, Interessen. Opladen.
- Gravenhorst, Lerke/Tatschmurat, Carmen (Hg.), 1990: Töchter-Fragen: NS-Geschichte. Freiburg im Breisgau.
- Hradil, Stefan, 1987: Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus. Opladen.
- hooks, bell, 1994: Black Looks. Berlin.
- Jacoby, Jessica/Magiribia Lwanga, Gotlinde, 1990: Was „sie“ schon immer über Antisemitismus wissen wollte, aber nie zu denken wagte. beiträge zur feministischen theorie und praxis. Heft 28, 32-41.
- Klinger, Cornelia, 2003: Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster, 14-48.
- , Knapp, Gudrun-Axeli/Sauer, Birgit, 2007: Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt/M.
- Koonz, Claudia, 1987: Mothers in the Fatherland. Women, the Family and Nazi Politics. New York.
- Lenz, Ilse, 1995: Geschlecht, Herrschaft und internationale Ungleichheit. In: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt/M., 19-46.
- Lutz, Helma, 2007: „Die 24-Stunden-Polin“ – Eine intersektionelle Analyse transnationaler Dienstleistungen. In: Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/Sauer, Birgit (Hg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt/M., 210-234.
- Mamozai, Martha, 1982: Schwarze Frau, weiße Herrin. Frauenleben in den deutschen Kolonien. Reinbek.
- McCall, Leslie, 2005: The Complexity of Intersectionality. Signs. 30. Jg. Heft 3, 1771-1800.
- Morris, Jenny, 1997: Encounters with Strangers Feminism and Disability. London.

- Priestley, Mark, 2001: Disability and the Life Course. Cambridge.
- Rommelspacher, Birgit, 1995: Dominanzkultur. Berlin.
- , 1999: Behindertenfeindlichkeit. Ausgrenzungen und Vereinnahmungen. Göttingen.
- , 2002: Anerkennung und Ausgrenzung. Deutschland als multikulturelle Gesellschaft. Frankfurt/M.
- , 2007: Geschlecht und Migration in einer globalisierten Welt. Zum Bedeutungswandel des Emanzipationsbegriffs. In: Munsch, Chantal/Gemende, Marion/Weber-Unger-Rotino, Steffi (Hg.): Eva ist emanzipiert, Mehmet ist ein Macho. Zuschreibung, Ausgrenzung, Lebensbewältigung und Handlungsansätze im Kontext von Migration und Geschlecht. Weinheim, 49-61.
- Thürmer-Rohr, Christina, 1988: Mittäterschaft und Entdeckungslust. Berlin.
- Vester, Michael/Gardemin, Daniel, 2001: Milieu und Klassenstruktur. Auflösung, Kontinuität oder Wandel der Klassengesellschaft? In: Rademacher, Claudia/Wiechens, Peter (Hg.): Geschlecht, Ethnizität, Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz. Opladen, 219-274.
- West, Candace/Zimmerman Don H., 1991: Doing Gender. In: Lorber, Judith/Farrell, Susan A. (Hg.): The Social Construction of Gender. Newbury Park, London, New Dehli, 13-37.
- Young, Iris Marion, 1990: Justice and the Politics of Difference. New Jersey, Oxford.
- Yuval-Davis, Nira, 2001: Geschlecht und Nation. Emmendingen.